Bezugs-Preis
für Leipzig und Vororte: In der Haupt-Expedition oder deren Ausgabestellen abgeholt monatlich: Ausgabe A (1 mal täglich) 70 Pf., Ausgabe B (2 mal täglich) 80 Pf., bei Zustellung ins Haus Ausgabe A 80 Pf., Ausgabe B 1 Mark. Durch unsere auswärtigen Ausgabestellen und durch die Post bezogen (1 mal täglich) innerhalb Deutschlands monatlich 1 Mark ausschl. Bestellgebühren, für Oesterreich-Ungarn 5 K 45 h vierteljährlich, die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern **10 Pf.**

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 153, Nr. 222, Nr. 1178.
Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1.
Telephon I, Nr. 9275.

Morgen-Ausgabe B.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile für Geschäftsinserate aus Leipzig und Umgebung 25 Pf., Familien-, Vereins- u. Kleinanzeigen, Wohnungs- u. Stellen-Anzeigen, sowie An- und Verkäufe 20 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf.,
für Inserate von auswärts 30 Pf.
Reklamen 75 Pf., auswärts 1 Mark, Beilagegebühr 4 Mark p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif.
Für Inserate vom Auslande besonderer Tarif.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Für das Erscheinen an bestimmten Tagen u. Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10
(Telephon VI, Nr. 4603).
Filial-Expedition: Dresden, Marienstr. 34.

Nr. 33. Sonnabend 2. Februar 1907. 101. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* Der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zufolge ist der Posten des deutschen Gesandten in Christiania dem bisherigen Gesandten in Rio de Janeiro v. Treutler übertragen worden. An Stelle Treutlers tritt der bisherige Gesandte in Santiago (Chile) v. Reichenau, der in der Person des bisherigen ersten Sekretärs bei der deutschen Botschaft in Konstantinopel, des Botschaftsrats Frhr. v. Bodmann, einen Nachfolger erhält.

* Der König von Württemberg hat den Grafen Otto v. Rechberg und Rothenlöwen zum Präsidenten der Kammer der Standesherrn für die Dauer der nächsten ordentlichen Legislaturperiode ernannt.

* Bei der gestrigen Reichstagsstichwahl in Bremen wurde Hormann (Freis. Volksp.) gewählt. (S. Letzte Dep.)

* Am heutigen Tage finden die Stichwahlen in Mecklenburg (3 Wahlkreise), sowie in den Wahlkreisen Holzminden, Elmshorn-Pinneberg, Randow-Greifenhagen und Memel-Heydekrug statt.

* Die im Altonaer Fischereihafen und in der Fischauktion beschäftigten Arbeiter haben wegen Lohndifferenzen die Arbeit niedergelegt. Infolgedessen können die Fischdampfer nicht entlöscht werden.

* Aus Harrisburg (Pennsylvania) wird telegraphiert: Durch eine heftige Feuersbrunst, die gestern morgen im Geschäftsviertel ausbrach, wurden das Gebäude der Großen Oper, das Parkhotel und andere Baulichkeiten vollständig zerstört. Es läßt sich nicht voraussehen, welche Ausdehnung der Brand nimmt.

* Das neue montenegrinische Kabinett ist gebildet. (S. Ausl.)

* Von der britischen Kolonialkonferenz, die am 15. April in London zusammentritt, wird eine Verstärkung der schutzzöllnerischen Bewegung erwartet. (S. Ausl.)

Auch eine Forderung des Tages.

„Die Forderung des Tages", vom Fürsten Bülow proklamiert, war nicht zum mindesten eine Forderung der Regierung. Sie ist im wesentlichen schon durch die Hauptwahlen erfüllt worden, wodurch die Kanzlerschaft des Fürsten Bülow neu fundamentiert wurde. Und das war sehr nötig. Nur um Wochen braucht man zurückzublicken, um den großen Unterschied zwischen der Stellung des viel und hart befehdeten Kanzlers im November 1906 und seiner heutigen Siegerpose zu erkennen. Der Kanzler hat sich vor der Wahl hartnäckig geweigert, den liberalen Wünschen nach Garantien für eine moderniserte freiheitliche Geschäftsführung zu entsprechen. Das mag manchen Leuten als staatsmännische Offenbarung erschienen sein, um so mehr, als die Wahlen dem Kanzler recht gegeben haben. Es ging tatsächlich auch so, ohne Zusagen. Aber es muß doch auch gesagt werden, aus welchem Grunde. Die Wahrheit ist, daß der Liberalismus sich in einer Zwangslage befand, daß er es nämlich nicht über sich vermochte, die nationalen Rücksichten zu vernachlässigen. Der Liberalismus hat ohne Garantien für die Erfüllung auch nur seiner allerdringlichsten Forderungen die Wahlschlacht schlagen und gewinnen helfen, die der Regierung erst wieder Luft zum Atmen geschafft hat. Damit hat der Liberalismus jedenfalls ein größeres Maß von nationaler Opferfreudigkeit bewiesen als die Regierung, die zwar für sich kämpfen lassen, aber nichts von ihren Neigungen und Bequemlichkeiten opfern wollte.

Nun sind die Hauptwahlen vorüber, und die Stichwahlen stehen vor der Tür. Mögen uns die Götter freundlich vor neuen Wahlreden des leitenden Staatsmannes oder gewisser offiziöser Fingerzeigen bewahren! Wir haben an den bisherigen Proben genug. Schon als Fürst Bülow in seiner ersten Kundgebung es weit von sich wies, das Zentrum als Hauptfeind vor die Sozialdemokratie zu rangieren, wollten Leute mit scharfen Sinnen ein diplomatisches Blinzeln nach dem verlorenen Zentrumsfreunde deutlich erkennen. Die Zeit war schlecht geeignet zu grundsätzlichen Auseinandersetzungen. Aber heute dürfte es wohl gestattet sein, den Kanzler darüber aufzuklären, daß seine Kunst im Umgange mit Diplomaten leider gar keine Erfahrung im Umgange mit Menschen verbürgt. Die Parole „gegen das Zentrum" war der wesentlichere Teil der ganzen zugkräftigeren Wahlparole dieser denkwürdigen Volksabstimmung. Sie ist es sogar in den Wahlkreisen gewesen, wo gar nicht mit Zentrumsgegnern zu rechnen war. In Sachsen besonders wäre nicht an das glänzende Ergebnis des 25. Januar zu denken gewesen, wenn die Wählermassen nicht in dem sicheren Gefühl ihrer Wahlpflicht genügt hätten, in der Sozialdemokratie die antinationale und antikulturelle Bundesgenossin des tief verhaßten Ultramontanismus zu treffen. Deshalb war der Kanzler übel beraten, als er diesen seinen Wahlbrief schrieb. Von dem Wahlsieg jedenfalls darf der Wahlmacher Bülow sich nichts zugute schreiben.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Nachdem nunmehr die Wähler ihre Hauptpflicht getan und mit dem Vaterland auch die Regierung gerettet haben, nachdem jetzt dem Kanzler zwei brauchbare Majoritäten erblüht sind, eine konservativ-liberale für nationale, und eine konservativ-klerikale für wirtschaftliche und antikulturelle Aufgaben — steckt jetzt der vor Weihnachten noch so zentrumswild gewesene Kanzler den Kulturkampfbogen wieder friedlich ein. Nichts mehr vom antinationalen Zentrum! Nichts von Nebenregierung! Nichts von unzulässigen Pressionen! Nein, „einhellige Abgabe aller Stimmen gegen die Sozialdemokratie!" Das soll die „Losung für die Stichwahlen" sein. So zu lesen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die nie eines anderen Geistes Hauch als den des jeweiligen Kanzlers verspürt. Die noch eben zur Erlösung der Regierung aus dem Zentrumsjoch aufgebotenen Wähler sollen also jetzt gegebenenfalls einen Zentrumsmann wählen! Das will die Regierung! So nichtsdestoweniger taxiert sie den deutschen Wähler! Wenn es je eines Beweises bedurft hätte, daß Klugheit und Unerfahrenheit in einem Kopfe einträchtiglich beieinander hausen können — hier ist er. Es ist geradezu ungeheuerlich, dem national empfindenden deutschen Volke die Zumutung zu stellen. Es blieb der Regierung des Fürsten Bülow vorbehalten, diesen Gipfel nationaler Staatskunst zu erklimmen.

Wir haben schon auseinandergesetzt, welche beträchtlichen Schwierigkeiten sich im Reiche aus dem Anwachsen der konservativen und dem Beharren der Zentrumsstimmen für die Liberalen ergeben. Bis weit in die Reihen der gemäßigt Liberalen hinein, bis zu den Rechtsnationalliberalen, wird die Schwierigkeit erkannt. Die „National-Zeitung" ist von uns schon zitiert worden. Es ist sehr bedeutungsvoll, daß auch der „Hannoversche Courier" unsere Auffassung teilt und schreibt:

„Für Leute, die sich erinnern, daß wir unter anderem doch auch in die Wahlschlacht zogen, um dem deutschen Liberalismus ein Plätzchen an der Sonne zu erobern, ist die Situation wirklich nicht so einfach, wie sie sich unseren Offiziösen darstellt. Die kennen, nachdem die Schwächung des Zentrums mißlungen ist, nur noch ein Ziel: völlige Niederzwingung der Sozialdemokratie. Dem stimmen natürlich freudig Konservative und Agrarier zu. Daß es gegen das in mehr als einer Beziehung wesensverwandte Zentrum gehen sollte, ist ihnen immer äußerst fatal gewesen. Sie würden nur dem Zuge des Herzens folgen, wenn sie jetzt nach Möglichkeit dem Zentrum Wohlhilfe leisteten. . . Derlei (scharfmacherische) Tendenzen müssen natürlich mit in Kauf genommen werden — ohne Kompromisse und Entgegenkommen von hüben und drüben wäre der Erfolg nicht zu erstreiten gewesen —, aber man muß doch auch sehen, daß sie nicht übermächtig werden. Darum, scheint uns, kann von einer bürgerlichen Gemeinbürgschaft, die auch das Zentrum mit begriffe, im Ernst gar nicht die Rede sein. Das Zentrum, das erst heute wieder durch den Mund der „Germania" droht: sein Vertrauen sei „leichtfertig" verscherzt und würde so bald nicht wieder zu gewinnen sein, muß uns bei den Stichwahlen bleiben, was es ebenso wie die Sozialdemokratie beim ersten Gange war: der Feind an sich. Wo Konservative mit Sozialdemokraten ringen, werden jene selbstverständlich zu unterstützen sein. Im übrigen aber sitzen unsere natürlichen Bundesgenossen weiter links auf den Bänken des fortgeschrittenen bürgerlichen Liberalismus."

Muß uns also die neuerliche Haltung der Regierung immer verdächtiger werden, so müßte anderseits doch auch die Regierung, so sie nicht ganz mit Blindheit geschlagen ist, allmählich merken, daß sie ein gefährlich Spiel treibt. Es sind nicht mehr nur freisinnige und nationalliberale Blätter, die bereits kopfscheu gemacht worden sind, auch sonst so wenig oppositionslustige Organe wie die „Tägliche Rundschau" halten es, wie wir schon gestern unter Abdruck eines längeren Stückes dieser Zeitung erwähnten, trotz des Ernstes der Situation, trotz der Nähe der Stichwahlen für unumgänglich, der Regierung des Fürsten Bülow die Zähne zu zeigen.

Soweit hätte es also die Ueberdiplomatie der Regierung gebracht, daß sie glücklich noch vor der letzten Entscheidung ihre Nothelfer vor den Kopf stößt. Wenn die Regierung des Fürsten Bülow nicht schleunigst Sorge trägt, das berechtigte Mißtrauen in weiten nationalen Kreisen zu zerstreuen, so wird nichts anderes übrig bleiben, als zum Kampf gegen die Regierung aufzurufen. Wenn die Stichwahlen vorbei sind, wird sich das weitere finden.

Die Nachwirkungen des Jamaika-Zwischenfalles.

(Von unserem Londoner Korrespondenten.)

Der Zwischenfall ist beigelegt. Mr. Swettenham hat für seinen groben Brief revozieren und deprezieren müssen und ist obendrein abberufen. Obwohl er das formelle Recht und sehr triftige Gründe für sein Verhalten geltend machen konnte! Amerika hat jede mögliche Genugtuung erhalten. Und doch wäre es ein großer Irrtum, wollte man glauben, daß damit der ungeheure Schaden für die britische Politik auch nur im geringsten abgeschwächt wäre.

Sir Charles Dilke hat einmal über den Alabamazwischenfall gesagt, der die beiden englisch redenden Nationen für ein Menschenalter entfremdete: „In Demokratien, wie Amerika und Frankreich, fühlt jeder Bürger einen Insult seines Landes wie eine gegen ihn selbst gerichtete Beleidigung". Er hat ferner erklärt — es war im Jahre 1867, als die schiedsgerichtliche Erledigung der Alabamastreitfrage noch nicht sichergestellt war — daß es „eine ewige Schande für die Zivilisation bedeuten müßte, wenn sich die Engländer daran machten, ihren Brüdern um einer Etikettefrage willen den Hals abzuschneiden." Trotz dieser ebenso richtigen wie klugen Beurteilungen solcher und ähnlicher Vorkommnisse, welche auch dieses Mal die politischen Kreise beider Nationen bestimmen, wird das Volksempfinden weder hüben noch drüben zufriedengestellt sein. Das Volksgemüt ist eben unberechenbar. Man denke an die Verunglückung der „Maine" im Hafen von Havanna, welche der unmittelbare Anlaß des spanisch-amerikanischen Krieges wurde, trotzdem die Untersuchungskommission fast zum Ueberfluß die von vornherein sonnenklare Unschuld der Spanier festgestellt hatte! Freilich liegen die Verhältnisse insofern himmelweit verschieden, als damals der Wille zum Bruch auf amerikanischer Seite vorhanden war und dieses Mal gewiß nicht. Aber wir wissen zur Genüge, daß zwischen den Vettern längst nicht mehr alles so steht wie sonst. Für die Stimmung auf amerikanischer Seite brauchen wir keine weiteren Belege, aber auch englischerseits stand die Volksmeinung durchaus auf der Seite des Gouverneurs. Man gab ihm mindestens in der Sache recht. In privater Unterhaltung gaben viele ernste Leute sogar der „meisterhaften Unverschämtheit" des Tones im Briefe Swettenhams ihre Zustimmung. Man ist eben vielfach der „Ueberhebung" der Yankees müde.

Nach der Beilegung des heute noch auf beiden Seiten unvergessenen Alabamazwischenfalles schrieb ein bedeutender englischer Diplomat und guter Kenner der Vereinigten Staaten: „Der Amerikaner tritt überall dem einzelnen Engländer mit Zuneigung entgegen. Aber er macht auch kein Hehl aus seiner Erwartung, daß alle die ersten Avancen für eine Erneuerung der Freundschaft von unserer Seite kommen müssen." Damit ist die englisch-amerikanische Politik der letzten 40 Jahre gekennzeichnet. Mr. Roche, das liberale kanadische Parlamentsmitglied für Halifax, sprach sich erst kürzlich folgendermaßen aus: „Der Wunsch, sich den guten Willen der Vereinigten Staaten zu erhalten, hat im Rate Großbritanniens immer überwogen, und man hat der amerikanischen Empfindlichkeit gegenüber immer mehr Rücksicht genommen, als mit den kanadischen Interessen vereinbar war." Und das trifft zu von den Tagen des amerikanischen Fenianeinfalles bis zur Schlichtung des amerikanisch-kanadischen Grenzstreites durch eine rein englisch-amerikanische Kommission und durch die entscheidende Stimme des englischen Vorsitzenden; es trifft zu bis zur Erledigung des Neufundlandstreites ohne Befragung dieser Kolonie, ja bis zur unverdienten Abberufung Sir Mortimer Durands vom Washingtoner Botschafterposten.

Sir Mortimer war zwar an Takt dem Gouverneur von Jamaika weit überlegen, aber an Festigkeit in Verteidigung britischer Interessen ihm mindestens gewachsen. Von Herrn Bryce erwartet man in englischen Diplomatenkreisen zwar kaum geringere Festigkeit, aber doch flexiblere Manieren und mehr spekulative Gerissenheit im Umgang mit den Yankees, denen seine Bücher soviel blauen Dunst vorgemacht haben.

Dieser Politik der Avancen ist man nun in weiten Kreisen Englands, nicht nur der Kolonien, müde. Man gönnt dem „einmischungslüsternen" Amerika den Nasenstüber gerade in Jamaika um so mehr, je fester man in allen denkenden Klassen Großbritanniens überzeugt ist, daß früher oder später über ganz Westindien das Sternenbanner wehen wird. Seit den Plänen Grants auf Westindien und die Antillen, noch mehr natürlich seit dem spanisch-amerikanischen Kriege und der faktischen Annexion Kubas ist man in England sehr argwöhnisch geworden. Das prompte Eingreifen des amerikanischen Kubageschwaders — Guantanamo liegt nur 12 Dampfstunden von Jamaika — berührte einen besonders empfindlichen Punkt, weil die Yankees den britischen Kriegsschiffen nur dadurch zuvorkommen konnten, daß die Politik der englischen Avancen im Jahre 1905 zur Zurückziehung des alten nordamerikanisch-westindischen Geschwaders geführt hatte, so daß der „Brilliant" von Bermuda 1100, der „Indefatigable" von Trinidad 1000 Seemeilen nach Kingston zurückzulegen hatte, eine deutliche Illustration der Verteidigungslosigkeit Westindiens.

Diese Beobachtungen und Gedanken drängen naturgemäß jetzt an die Oberfläche und können auch in Amerika ihren Eindruck nicht verfehlen. Denn wenn sie auch keinen offiziellen oder nur einen beschränkten offiziellen Ausdruck finden, so gilt doch der Satz, den ein amerikanischer Schriftsteller ausgesprochen hat, von keinem anderen Volke mit so viel Recht, wie von dem amerikanischen, der Satz: „Alle Völker begehen in erregten Zeiten den Fehler, zu denken, daß alle Völker auf Erden, mit ihrer eigenen einzigen Ausnahme, in ihrer Politik einmütig sind." Das werden die Amerikaner jetzt von England denken, und sie werden sich dabei nicht einmal sehr im Irrtum befinden. Nach der 40jährigen Lyrik über die Brüderschaft und die Interessengemeinschaft der beiden Nationen muß aber dieser schroffe Beweis einmütigen Mißtrauens gegen eine bloße Aktion impulsiver Menschenliebe eine starke Ernüchterung der leicht überschwänglichen Gefühle der Yankees ausüben. Und das ist wohl nur gut.

Die Eröffnung der Tehuantepecbahn.

Das Kabel hat die feierliche Eröffnung der „Mexikanischen Isthmus-Route" durch den Präsidenten Porfirio Diaz gemeldet, unter dessen Regierung Mexiko und sein Verkehrswesen einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat, daß das alte Aztekenland heute nach langen Jahren der Mißwirtschaft das Vertrauen der Nationen gewonnen hat. Ich wette, die meisten Leser werden die Notiz von der Löschung des ersten Dampfers in Salina Cruz und in Coatzocoalcos mit nicht größerem Interesse gelesen haben, wie etwa die Nachricht von den Studentenunruhen in Sofia, und doch bedeutet die Eröffnung der Tehuantepecbahn einen neuen und wichtigen Abschnitt im Kapitel des interozeanischen Verkehrs, dessen wichtigste Straße der Panamakanal sein wird.

Die Panamastrecke ist nicht die einzige, auf der schon seit langer Zeit sich die Projekte des Isthmusdurchschnitts verwirklichen wollten, und es ist sicher, daß im Laufe der kommenden Jahrzehnte neben dem Panamakanal auch noch andere Wasserstraßen zwischen den Ozeanen hergestellt werden. Schon Cortez wies auf die Vorteile hin, die gerade die Senke zwischen den Hochländern von Guatemala und Mexiko dem Kanalbau bietet. Nur 210 Kilometer trennen hier Ozean von Ozean, nur 208 Meter beträgt die größte Erhöhung. Die moderne Technik wird hier also lange nicht die Schwierigkeiten zu überwinden haben, wie beim Panama- und Nicaraguaprojekt, und da die Mississippistaaten Nordamerikas auf dem Wasserwege über New Orleans—Coatzocoalcos—Salina Cruz die bequemste Verbindung mit der Ostküste Nordamerikas, der Inselwelt des Stillen Ozeans und Ostasien haben, so wird das Projekt des Durchstichs der Tehuantepecenge sicherlich einstmals zur Tatsache werden.

Wie in Panama arbeitet die Eisenbahn dem Kanalverkehr vor, auch hier bereitet die Sicherung der von der Natur gegebenen Hafenplätze die erste und größte Arbeit. Die mexikanische Regierung hat Salina Cruz eigentlich erst geschaffen. Vordem waren Acapulco und Manzanillo die einzigen Häfen an der Westküste, die in jenen Breiten angelaufen wurden. Demgemäß ist Salina Cruz noch ein werdender Platz, der sich erst mit dem Verkehr der Bahn entwickelt. Die Bai von Tehuantepec ist hier sandig. Mit gewaltigen Erdbaggern wurde der Hafen Salina Cruz in ihr ausgehoben, riesige Betonwürfel als Grundfesten der Kaimauern eingesenkt; zwei große Molen schützen gegen die nicht schwache Brandung. Die englische Pierjongesellschaft, bei der auch deutsche Ingenieure und Beamte angestellt sind, stellt den Hafen und die Bahn her, die nun von der mexikanischen Regierung übernommen ist. Die Zoll- und Quarantänegebäude sind einstweilen aus Holz hergestellt. Chinesen hausen in großer Zahl in der Arbeiterkolonie, die vor dem eigentlichen Salina Cruz liegt und, wie Johannes Wilda kürzlich berichtete, zum Teil an das berüchtigte Mattendorf bei Tsingtau erinnert.

Salina Cruz selbst ist auf Zuwachs gebaut. Der Grund und Boden ist natürlich schon heute Gegenstand der Bauspekulation geworden, breite Straßen sind abgesteckt, neue, villenartige Häuser erheben sich in Gärten, die heute noch dürre Sandplätze mit kümmerlichem Gebüsch sind. Den Europäern sagt das Klima nicht besonders zu — aber was will das an einem Platze bedeuten, wo in Zukunft schweres Geld verdient werden soll? Panama und Colon sind schlimmere Fieberlöcher, und doch besinnt sich kein Kaufmann, dort die Flut des Dollars abzufangen. Im Laufe der Jahre wird es auch in Salina Cruz Schatten, Rasen und gutes Trinkwasser geben, heute gibt es viel Pulque, Whisky und Bier in den zahlreichen Kantinen und Kneipen, die überall wie Pilze aus der Erde schießen, wo große Verkehrswege entstehen. Salina Cruz wird jedenfalls eine modernere Stadt, als die anderen Häfen an der mexikanischen Westküste sein.

Völlig unmodern aber ist bisher die Art der Abfertigung der Passagiere und Güter. Der harmlose Mensch, der glaubt, mit der Lösung seiner Fahrkarte seine Pflicht getan zu haben, wird bald inne, daß er weit von Europens Höflichkeit ist. Er schleppt höchsteigenhändig seine Koffer an die Waage, wo jedes Stück umständlich gewogen und gebucht wird; mehrere Paketstücke, mit Stempeln versehen, werden verabfolgt, von diesen bei der Verladung wieder ein Teil zerrissen, Stunden verbringt der erfreute Reisende in lengender Sonnenglut am Rochmittage, wenn er die Absicht hat, am folgenden Morgen wirklich die Bahn zu benutzen. Für Unterkunft der Reisenden ist in den primitiven Buden gesorgt, die fixe Chinesen „Hotel" getauft haben. Die Söhne des himmlischen Reiches haben zum Teil den „pigtail" abgeschnitten und bemühen sich, es äußerlich den weißen Kollegen gleichzutun. Im Aufstellen der Rechnung für den geehrten Gast haben sie von ihnen bereits nichts mehr zu lernen.

Der Zug selbst wird von etlichen mexikanischen Soldaten begleitet. Man traut trotz der unerbittlichen Bestrafung der Räuber durch den Präsidenten Diaz anscheinend den Herren Briganten noch nicht recht. Uebrigens herrschen nach dieser Richtung im nordamerikanischen Westen noch weit schlimmere Zustände, das „Hände hoch!" steht hier noch immer in Ansehen. Tehuantepec taucht auf, ärmliche Häuser unter blühenden Bäumen; die Bevölkerung in eigenartiger Tracht, wie sie nirgends in Amerika wiederkehrt. Auch die Frauen tragen hier den breiten und spitzen Filzhut, unter dem allein der Mexikaner sich wohlfühlt. Allmählich steigt die Strecke. Statt des offenen Kamps lehnt sich Gestrüpp auf, dann nimmt sie der dichte Urwald auf. Brennholz und Wasser werden eingenommen, auch sonst hält der Zug hin und wieder, fährt dann mit äußerster Vorsicht — die Strecke ist noch sehr neu und an manchen Stellen noch nicht vollkommen sicher. Es ist fraglich, ob deutsche Behörden einen solchen Betrieb schon gestattet hätten, aber in Amerika ist man bei weitem weniger skrupulös. Die Wagen selbst sind unbequem, die Verpflegung in den Chinesenbuden an der Strecke nicht hervorragend: die landesübliche „Comida von fettem Fleisch und schmierigem Gemüse". Die Kondukteure und Lokomotivführer sind meistens Nordamerikaner, fast immer zuverlässige Leute, nicht die frechen und anmaßende Gesellschaft der Panama Railroad. Von Santa Lucrezia beginnt der Abstieg nach Coatzocoalcos am Golf.

Die neue Isthmusroute wird schnell zu einer wichtigen Strecke des Weltverkehrs werden, dessen Schwerpunkt immer mehr nach Westen rückt. Die ersten Güter von Hawaii für Philadelphia und von New York für San Francisco, Seattle und Honolulu sind bereits auf der neuen Strecke befördert, während sie früher den langen Weg auf den Pacificbahnen, über Colon-Panama oder um Kap Horn machten. Es zeugt von dem weiten Blick der mexikanischen Regierung, daß sie sich wenigstens eine Strecke der neuen Weltverkehrslinien beizeiten gesichert hat. Ohne Zweifel wird der Ausbau von Salina Cruz und die Strecke Tehuantepec-Mexiko einen guten Teil des Weltverkehrs sichern, der von Nordamerika und Europa nach Ostasien bald nicht mehr über Suez, sondern über den Isthmus Zentralamerikas gehen wird. Von

SLUB
Wir führen Wissen.